

JARI
JÄRVELÄ

WEISS
FÜR WUT

JARI
JÄRVELÄ

WEISS
FÜR WUT
THRILLER

Aus dem Finnischen
von Gabriele Schrey-Vasara

carl's books

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel *Tyttö ja pommi* bei Crime Time, Helsinki.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Copyright © 2014 by Jari Järvelä

Published in agreement with Stilton Literary Agency, Finland

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2016

bei carl's books, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-570-58552-8

www.carlsbooks.de

A wall is a very big weapon. It's one of the nastiest things you can hit someone with.

Banksy

Metro

Gegen halb drei hatte ich auf einmal das Gefühl, dass irgendwas faul war. Am Nachthimmel schien ein rotes Warnlämpchen aufzuleuchten, das mich aufforderte, sofort abzuhausen.

»Lauf, Mädchen, lauf!«, gellte das Lämpchen mit heulender Sirenenstimme.

In Wahrheit gab es dort oben natürlich keine rote Lampe, sondern nur träge dahinziehende Wolkenfetzen, die immer wieder den Blick auf einzelne flimmernde Sterne freigaben.

Ich machte die Augen zu und lauschte. Ich war mir sicher, ein leises Klirren gehört zu haben, und zwar nicht von der anderen Seite des Waggons, wo Rust arbeitete.

Auf dem Rangierbahnhof am Hafen war es ansonsten totenstill. Die Stille klang unheilvoller als jeder knirschende Laufschrift im Schotter. Mir war, als unterdrückte jemand in der Dunkelheit ein Niesen. Angriffsbereit.

Ich wünschte mir, die Streckenmasten könnten sprechen.

Garantiert lauerte irgendwo im Schatten eine Ratte. Kein Tier, sondern eine *Ratte* – ein Mann von irgendeinem privaten Sicherheitsdienst. Der Dienst bestand darin, dass die Ratte zuschlug und zutrat, dir die Glieder verrenkte, mit dem Knüppel auf dich eindrosch und dir Pfefferspray ins Gesicht sprühte. Im Namen des Gemeinwohls. Dann zerzte die Ratte dich vor Gericht, wo man dir für ein bisschen Farbe eine sechsstellige Summe als Schadenersatz aufbrummte. Die Ratte selbst bekam für gebrochene Arme und zerschmetterte Schädel einen Orden.

Hinter mir befanden sich das herbstliche Meer, zäh wie flüssiges Metall, und ein paar alte Kräne. Hafenkranen. Vor mir

ragte ein hoher Felsen auf. Tagsüber glänzte die Felswand rötlich, als blutete sie. Im Augenblick verdeckte sie bloß das Stadtzentrum. Leuchtreklame warf ihren Schimmer über den dunklen Granit.

Reglos wartete ich fünf Minuten lang. Es war fünf nach halb drei. Das Klirren war verstummt. Ich verfolgte das Verrinnen der Zeit auf der Kirchturmuhhr, die zwischen den Bäumen hinter dem Felsen gerade noch zu sehen war. Mein Herz hämmerte mir ein Loch in die Jacke. Ich war mucksmäuschenstill und zwang mich, langsam zu atmen. Mit der Spraydose in der Hand stand ich neben dem Waggon auf meiner selbst gebastelten Aluminiumleiter, die ich im Handumdrehen zusammenklappen und im Rucksack verstauen konnte. Ohne Leiter kam ich nicht hoch genug. Ich hatte gerade erst zwei gezackte, ineinander übergehende Buchstaben in Rot und Gelb geschafft.

RY

Entlang des Waggons sollte der Schriftzug *RYEBREAD* entstehen, Roggenbrot – lesbar nur, wenn man dazu in der Lage war, die ineinanderflammenden Buchstaben zu deuten, die rote und gelbe Zungen aussandten. Kein einfaches Bombing, kein simples Gekleckse, sondern ein echtes Piece, ein Kunstwerk.

Die Längsseite eines Güterwaggon der Bahngesellschaft VR ist dreizehn Meter lang und drei Meter hoch und geradezu prädestiniert als Leinwand. Jedenfalls unserer Ansicht nach – natürlich nicht nach Ansicht der Ratten und der Bosse der VR.

Eine Waggonseite bietet fast vierzig Quadratmeter freie Malfläche. Achtzig, wenn man die andere Seite mit einrechnet. Bei einem Dutzend Waggon hintereinander schimmerte vor meinen Augen ein leerer Screen von tausend Quadratmetern. Die Fußbodenfläche von fünfzig Einzimmerwohnungen. In der Kasse eines Immobilienmaklers wäre eine solche Fläche Millionen wert.

Uns kostete sie gar nichts. Sofern wir nicht geschnappt wurden.

Für uns waren die Waggons eine kostenlose, durch Städte und ländliche Gebiete rollende Galerie, viel zweckmäßiger als Schilder am Straßenrand. Auf die Idee, Güterzüge zu nutzen, waren die Werbeagenturen nie gekommen. Wir schon.

In dieser Septembernacht waren wir zu zweit unterwegs, Rust und ich.

Jere

Ich spielte mit dem Jungen Lego. Er hatte aus den Steinen einen uralten Tempel errichtet, den ich jetzt erforschen sollte. Mein Legomann hatte einen breitrempigen Hut auf dem Kopf und ein Vergrößerungsglas in der Hand. Der Legotempel war voll von Fallgruben, Falltüren, einstürzenden Decken, wackligen Wänden, Giftspeeren, Krokodilen, Schlangen, herabrollenden Felsbrocken, zusammenkrachenden Brücken.

Am wichtigsten war, dass der Legomann in jede einzelne Falle tappte.

Der Legomann hatte den gleichen Namen wie ich. Jere. So hatte mein Sohn ihn getauft.

Beim ersten Mal hatte ich einen schweren Fehler begangen: Ich war den Gruben zunächst ausgewichen und hatte den Legokrokodilen die Fresse poliert. Ville hatte vor meinen Augen die halbe Konstruktion demoliert und sich heulend in sein Zimmer verzogen. Vergeblich hatte ich zu meiner Verteidigung erklärt, dass doch er selbst darum gebeten hatte, ganz ganz ganz schlau zu sein.

»Du musst die Fallen umgehen«, greinte er auch jetzt wieder, aber mir war klar, dass er das Gegenteil meinte. Der Legomann sollte sich für unglaublich schlau halten und trotzdem wie ein Idiot in jede Falle gehen.

Ich schob die Figur vorwärts. Wenn ich Chef bei Lego gewesen wäre, hätte ich für die Gesichter eine andere Farbe gewählt als Gelb. Der Legomann stürzte kopfüber in eine Grube und wurde unter einem Haufen Ziegel begraben. Ich fragte mich kurz, ob mein Sohn sich wohl wünschte, dass es mir ebenso er-

gehen möge, denn er rief immer wieder begeistert: »Jere hat Pech gehabt, hoho!«

Der Kopf des Legomannes löste sich vom Rumpf, als ihn ein in der Wand verborgenes Schwingbeil traf. Dann biss ihn eine Kobra, und der Legomann wand sich in Krämpfen, bis er schließlich reglos liegen blieb. Er hatte seinen Schlapphut eingebüßt. In seinem Kopf prangte ein Loch, wo der Hut befestigt gewesen war. Ich spähte hinein. »Der hat kein Hirn«, merkte ich an. »Der ist hinüber.«

»Weiter, Jere!«, drängte Ville. »Weiter, weiter, weiter! Du lebst noch!«

Also erwachte der Legomann in meiner Hand wieder zum Leben, steckte sich Arme und Beine an und machte sich auf zur nächsten Falle. Vorsichtig schlich er an einer Wand entlang – ausgerechnet an der Wand, aus der gleich ein Bündel Speere in seine Flanke schießen würde. Völlig unerwartet.

»Weiter, weiter!«, befahl Ville.

»Zeit, ins Bett zu gehen«, rief Mirjami von der Tür.

»Neiiin!«

»Doch, Papa muss morgen früh aufstehen«, sagte ich.

»Neiiin!«

Wir ließen den Tempel auf dem Fußboden stehen, und ich versprach, ihn morgen neu zu durchschreiten. Es gebe darin über tausend Fallen, denen der Lego-Jere ausweichen müsse, prahlte der Junge. Ganz in echt.

»Aber er soll nicht in diese Fallen tappen?«

»Nein, dran vorbeigehen soll er!«, rief Ville. »Versprich mir, dass er dran vorbeigeht! Versprichst du es mir? Dass er schlau ist, Papa?« Ville nahm mich an der Hand und sah mich aus müden Rehaugen an. Unwillkürlich fragte ich mich, wann Kinder das Manipulieren lernten. Wahrscheinlich sofort, sobald sie aus der Gebärmutter purzelten. Zuerst wickelten sie die Mutter um den kleinen Finger, dann den Vater.

Ich setzte mich an den runden Esstisch und sah Ville dabei

zu, wie er seinen Kakao schlürfte. Seine Wangen glühten, als wäre er gerade anstelle des Legomannes selbst durch den mit Fallen gespickten Tempel gehetzt. Mirjami saß zwischen uns, ich hatte aus dem Wohnzimmer einen Sessel für sie geholt, in dem sie es sich bequem machen konnte. Sie saß gern in der Küche und beobachtete das Leben draußen am Vogelhäuschen und entlang der Wohnstraße dahinter.

»Ratet mal, wie viele Legosteine es pro Mensch gibt«, sagte ich.

»Drei«, schlug Mirjami vor.

»Falsch.«

»Eine Million«, riet Ville.

»Na, hör mal, auf der Erde leben mehr als sieben Milliarden Menschen. Wenn von denen jeder eine Million Legosteine hätte, wären das irrsinnig viele!«

»Wie viele denn?«, fragte Ville und kratzte mit dem Löffel über den Boden seines Kakaobechers.

»Unbegreiflich viele«, antwortete ich. »Die ganze Erde wäre von einer meterhohen Schicht bedeckt. Wir würden gar nicht mehr dazwischenpassen. Ihr habt beide falsch geraten. Ihr habt noch einen Versuch.«

»Was war die Frage?«, erkundigte sich Mirjami. Sie schenkte meinen Worten manchmal irritierend wenig Beachtung, auch wenn sie so tat, als würde sie mir zuhören.

»Wie viele Legosteine gibt es pro Mensch auf der Welt? Sowohl drei als auch eine Million ist total falsch.«

»Vier«, sagte Mirjami.

»Eine Million Milliarden«, rief Ville. »Eine Million Zillionen Milliarden.«

»Falsch«, erwiderte ich. »Falsch. Es sind hundert. Auf jeden Menschen kommen hundert Legosteine.«

»Hö«, kam es von Mirjami. Das Ganze interessierte sie nicht im Geringsten.

»Ich hab aber viel mehr«, wandte Ville ein.

»Dir geht es ja auch tausendmal besser«, sagte ich, »im Vergleich zum Durchschnittsmenschen.«

Ich streichelte Mirjamis runden Bauch. Der errechnete Geburtstermin war kurz nach Weihnachten. Nach Mirjamis Ansicht musste es für ein Kind ganz schrecklich sein, in der Weihnachtszeit zur Welt zu kommen, weil niemand den Geburtstag eines Weihnachtskindes feiern wollte. Ihre Großmutter war am 23. Dezember geboren und hatte kaum je Geburtstagsgäste gehabt. Nicht einmal, als sie achtzig geworden war. Die Gäste waren eine Woche eher gekommen, hatten ein paar Geschenke auf den Tisch gelegt, hastig eine Tasse Kaffee hinuntergekippt und waren wieder aufgebrochen, ehe ihnen nachgeschenkt werden konnte. Man hatte über die vorweihnachtliche Hektik geklagt. Man hatte mehr über den Weihnachtsmann gesprochen als über die achtzigjährige Oma.

»Dann musst du eben versuchen, die Geburt bis Anfang Januar rauszuzögern«, hatte ich zu Mirjami gesagt.

»Und wie soll ich das bitte schön anstellen?«

»Wenn das Kind Anfang Januar geboren wird, ist es bei allen Sportwettkämpfen das älteste seines Jahrgangs«, hatte ich ihr erklärt. »Kommt es im Dezember zur Welt, dann ist es fast ein Jahr jünger als die Januarkinder. Es wird überall benachteiligt sein. In jeder Sportart. Von Geburt an.«

»Ich soll allen Ernstes eine Woche lang die Beine zusammenkneifen, wenn es an Heiligabend kommen will?«, hatte Mirjami pikiert zurückgefragt.

Wenn sie so drauf war, hatte es keinen Zweck, vernünftig mit ihr zu reden.

Es dämmerte bereits, als ich aus dem Haus trat. Unser Nachbar Sorsasalo hatte vor zwei Jahren im Sommer am Rand seines Grundstücks ein kleines Gewächshaus aufgestellt. Dort baute er Wein an, Hybridreben, die selbst dem finnischen Winter standhielten. Auch jetzt war er gerade wieder in seinem Gewächshaus beschäftigt. Ich war ein paarmal dort drinnen gewesen. Es

war so klein, dass man den Kopf einziehen und sich seitlich hineinzwängen musste. Im vergangenen Sommer hatte Sorsasalo mich zwischen den wuchernden Ranken hindurch in die hinterste Ecke geführt, wo zwei Hocker und ein kleiner Tisch standen. »Das hier wird meine Weinprobenecke«, hatte er gesagt. Dann hatten wir Whisky getrunken, weil noch keine einzige Weintraube herangereift war.

In diesem Herbst werde die Ernte für mindestens zehn Flaschen reichen, rief Sorsasalo mir jetzt zu.

Ich fuhr zur Baracke, zog meine Arbeitskleidung an und befestigte den Teleskopknüppel und den kürzeren Schlagstock, das Pfefferspray und die Handschellen am Gürtel. Dann rief Raittila uns in sein Büro. Wir waren mehr als zehn Leute. Die Stühle reichten nicht.

Für heute Abend sei mit der Bahn ein spezieller Deal ausgehandelt, erklärte Raittila. Es seien dreimal so viele Männer im Einsatz wie sonst, und wenn die Schmierer geschnappt würden, bekäme jeder von uns einen Sonderbonus. Auf dem Rangierbahnhof am Haupthafen standen seit zwei Tagen Güterwagons als Köder, und einer zuverlässigen Quelle zufolge würden dort heute Nacht ein paar Bazillen auftauchen.

Wir waren das Antibiotikum.

Metro

RYE

Inzwischen war auch das E fertig, mit spitz zulaufenden Querstrichen, die an die gespaltene Zunge einer Kreuzotter erinnerten.

Der Roggenbrot-Schriftzug war keine bestellte Werbung von der hiesigen Großbäckerei Vaasan Mylly, sondern eine Hommage an Cornbread, den Jungen, der das Graffiti erfunden hatte. Er hatte sich Ende der Sechzigerjahre in Philadelphia in ein Mädchen verliebt und angefangen, an dessen Schulweg Liebesbekenntnisse zu hinterlassen. Hunde pinkeln an Laternenpfähle, um Zeichen zu setzen. Cornbread suchte sich Stellen, die dem Mädchen garantiert auffallen würden. Er schrieb an die Wände:

CORNBREAD LOVES CYNTHIA

Das Mädchen hatte nicht die leiseste Ahnung, um wen es sich dabei handelte, wunderte sich nur, dass überall im Asphalt-dschungel plötzlich die gleiche gefühlvolle Botschaft zu lesen war. Oder auch nur *CORNBREAD*. An den seltsamsten Stellen. Auf dem Bürgersteig an der Straßenecke, die das Mädchen morgens auf dem Schulweg passierte. An Dachrinnen, Lüftungsrohren, Sockeln. Schließlich verbreitete sich das Writing auch über die Umgebung der Schule hinaus. *CORNBREAD* stand oben an Laternenpfählen, *CORNBREAD* stand auf Backsteinmauern, ganz hoch oben, wo nur die Feuerwehr oder Mauerschwalben hinkamen.

Der Junge war schüchtern. In der Schule kannte ihn niemand unter dem Namen Cornbread. Er hatte sich für dieses Pseudonym entschieden, weil er das dampfende Maisbrot seiner Großmutter so gern aß. Der unsichtbare, Maisbrot mampfende Junge liebte Cynthia.

Das ist die Grundidee von Street Art in Reinform: Jemand Unsichtbares schafft Sichtbares. Ein Graffiti ist eine Bombe, deren Splitter sich in der ganzen Stadt verbreiten.

Ich fände es ziemlich cool, wenn überall in der Stadt Writings auftauchten, die verkündeten: *RUST LOVES METRO*.

Metro, das bin ich. Und mit Rust teile ich das Bett.

RYEB

Als ich das B fertig gesprayt hatte, hörte ich wieder das leise Klirren. Es kam aus der Richtung des alten Bahnhofs. Das rote Backsteingebäude war schon vor Jahren geschlossen worden. Sonntags fanden in dem verlassenen Wartesaal manchmal Flohmärkte statt, auf denen die Leute verfärbte Tassen, vergilbte Bücher und zerbrochene Erinnerungen feilboten. An die Reisenden erinnerte nur mehr ein Schild, auf dem geschrieben stand, wie viele Kriegskinder von diesem Bahnhof aus mit dem Zug nach Schweden geschickt worden waren, anno Schnee und dazumal.

Es waren irre viele gewesen. Mir war nicht ganz klar, wie sie mit dem Zug nach Schweden gekommen waren, zwischen hier und dort lag schließlich das Meer. Vielleicht hatten sie die Blagen aber auch nur in die nächste Stadt verfrachtet und zur Arbeit in die Margarinefabrik geschickt.

Das Bahnhofsgebäude stand hinter einer Kurve, von unserem Standort aus konnte ich es also nicht einsehen. Dazwischen verlief eine Straßenüberführung, auf der so frühmorgens selten jemand unterwegs war.

Wenn man den Gleisen ein paar Kilometer in Richtung Nor-

den folgt, kommt man zum Bahnhof Hirtentor. Dort verläuft die einstige Grenze zur städtischen Viehweide. Vor dem Bau der Bahnstrecke waren dort nur ein Zaun und im Zaun ein Tor, durch das die Hirten ihre blökenden und muhenden Herden trieben. Heute beginnt am Hirtentor eine ausgedehnte Weide für Züge statt für Schafe und Kühe, und gleich hinter der Haltestelle liegt ein Verschiebebahnhof von einem Kilometer Ausdehnung in Nord-Süd-Richtung, auf dem lange Güterzugkarawanen abgestellt werden.

Am Hirtentor gibt es mehr Gleise und wesentlich weniger potenzielle Zeugen als unten am Hafen. Mehr Fluchtwege.

Dort sprayten wir oft.

Zwar patrouillierten auch die Ratten auf dem Gelände jenseits des Hirtentors häufiger, aber dort lagen mehr als zehn Gleise nebeneinander, und beim Sprayen konnten wir uns zwischen den Waggons verstecken, sogar in hellen Sommernächten oder im Winter im Scheinwerferlicht, das vom Schnee vervielfacht wurde. Westlich der Gleise stand ein dichter Wald, in dem wir Schutz suchen konnten, wenn Gefahr im Verzug war. Durch den Wald erreichte man einen hohen Felsen. Dorthin kamen sie nicht mit dem Auto. Mit ihren aufgepumpten Muskeln waren sie zwar fähig, nach Testosteron stinkende Gewichte zu stemmen, aber rennen konnten sie alle nicht.

Trotzdem durfte man sich nicht von ihnen schnappen lassen, denn dann wurde man verprügelt und für sämtliche Graffitis, die in früheren Jahren an Züge gemalt worden waren, zur Kasse gebeten. Für alle, nicht nur für die eigenen.

Die Ratten bezeichneten unsere Arbeiten als Schmierereien. Sie waren nicht dazu bereit, von Graffitis zu reden. Oder von Tags. Von Pieces. Von Stencils. Von Stickern. Vor allem aber waren sie nicht bereit, von Kunst zu reden.

Schmierereien.

Widerliche Schmierereien.

Schmierereien von beschissenen Schmierschwuchteln.

Bei den Ratten zu Hause hingen von der Großmutter geerbte Gobelins mit eingewirkten kämpfenden Auerhähnen. Das hielten sie für wahre Kunst.

Im vergangenen Jahr war der Rangierbahnhof am Hirtentor zu einem Ort geworden, an dem die Ratten und wir regelmäßig Katz und Maus spielten. Die Ratten wussten, dass wir uns dort aufhielten, und belauerten uns, und wir belauerten die Ratten.

Doch mittlerweile war Herbst, und sowie die Abende dunkler geworden waren, waren wir wie die Zugvögel gen Süden geflogen, näher ans Stadtzentrum und in dieser Nacht auf den Rangierbahnhof am Hafen, der kleiner war als die ausgedehnte Zugweide am Hirtentor.

Schon seit zwei Tagen standen auf den Gleisen unterhalb der Kirche sieben Waggons, die nur darauf warteten, einen neuen Anstrich zu bekommen. Sollten die Ratten ruhig am Hirtentor Wache halten. Wir arbeiteten hier, ohne dass sie es ahnten.

Jere

Raittila erläuterte uns per Landkarte die Anlage des Hafengebiets und geeignete Stellen, an denen wir uns auf die Lauer legen konnten. Er trug eine samtgrüne Weste aus Wollstoff, dazu eine Uhrenkette, als wäre er später noch zu einem Festmahl im neunzehnten Jahrhundert geladen. Wenn er an Abendeinsätzen teilnahm, zog er sich einen Overall über die Weste. Unter den Kollegen hieß es, er lege Weste und Uhrkette nicht einmal dann ab, wenn er sich mit seiner Frau im Bett abstrampelte.

Oder, nein, Raittila strampelte sich im Bett natürlich nicht ab. Er fragte seine Frau höflich: Darf ich um zwanzig Uhr null null Ihre Vagina mit meinem Penis penetrieren? Den Rhythmus ließ er sich von einem Metronom vorgeben.

Das Hemd wechselte er täglich.

Raittila vergewisserte sich, dass jeder seinen Platz kannte. Er hatte immer einen Stift in der Tasche, der sich zum Zeigestock ausziehen ließ. Damit deutete er auf die einzelnen Posten. Sämtliche Fluchtwege würden somit abgeschnitten, und dann fügte Raittila auch noch hinzu, wir hätten hoffentlich daran gedacht, uns warm anzuziehen, denn wir würden eine ganze Weile reglos dort auf unseren Posten ausharren müssen. Diesmal würden wir sie auf frischer Tat ertappen und den Schweinen die Haxen brechen.

»Endlich haben wir mal genug Leute«, erklärte Raittila, während er den Zeigestock zusammenschob. Er sah zu den Männern hinüber, die leihweise von der Niederlassung in Lahti zu uns gestoßen waren. Es reichte ihm nicht, dass wir einander zunickten. Wir mussten uns auch noch die Hand geben und uns

vorstellen. Durch gute Manieren unterscheide sich der Mensch vom Barbaren, meinte Raittila.

Ich hatte die Namen der Männer aus Lahti sofort wieder vergessen. Aber ihr Händedruck war fest.

»Wir legen das Netz anfangs weit genug aus, um die Bazillen anzulocken«, fuhr Raittila fort. »Koivisto bleibt die ganze Nacht über als Späher auf dem Hafenkran. Er meldet sich, sobald die Bazillen gekommen sind. Dann ziehen wir den Kreis enger. Auf meine Anweisung. Das Meer macht die Überwachung einer Längsseite überflüssig, das erleichtert uns die Arbeit.«

Koivisto sei bereits oben auf dem Kran, erklärte er, mit zwei Lagen Unterwäsche und einem gefütterten Overall gegen die Kälte.

»Und wo pinkelt er?«, warf Hiililuoma ein.

»Er hat einen Pisspott dabei«, sagte ich.

Raittila funkelte mich so böse an, dass ich den Mund schnell wieder zuklappte.

»Einige von uns können sich tatsächlich besser beherrschen als andere – und zwar in jeder Hinsicht«, kommentierte er trocken.

Die Menge der Schmierereien an den Zügen und Bahnstrecken war in den vergangenen zwei Jahren auf das Sechsfache angewachsen. Im Herbst vor einem Jahr war das Ganze regelrecht explodiert, und die Bahn hatte uns damit beauftragt, die Schuldigen dingfest zu machen. Raittila hatte außer uns Sicherheitskräften auch einen Grafologen an der Hand, der festgestellt hatte, dass die Schmierereien von höchstens vier oder fünf verschiedenen Urhebern stammen konnten. Es war unsere Aufgabe, diese Zelle von Schmierterroristen auszuheben.

Bisher war es den Bazillen allerdings gelungen, uns zu entweichen. Wir hatten sie einige Male an den Bahndämmen auf frischer Tat ertappt, aber ehe wir sie hatten einbuchten könnten, waren sie auch schon in der Dunkelheit verschwunden gewesen. Sie erinnerten mich immer an nervöse Fliegen – nicht

ganz einfach, sich ihnen unbemerkt mit erhobener Klatsche zu nähern. Einmal hatte ich mit Mattson und Hiililuoma zwei Bazillen durch mannshohes Farnkraut gejagt. Wir waren in vollem Tempo durch raschelndes Gebüsch und Mückenschwärme gerannt, und ich war felsenfest davon überzeugt gewesen, dass direkt vor uns die Kapuze der einen Bazille gewippt hatte. Dann standen wir urplötzlich mit nassen Schuhen und Strümpfen im Meer. Von der Bazille keine Spur. Wir kehrten mit triefenden Socken zurück. Mattson hatte sich im Geäst den Overall zerrissen.

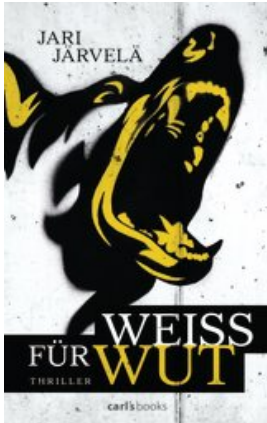
»Wir sollten einen Antrag stellen und Hunde auf sie hetzen«, hatte Mattson gesagt, während er die Finger durch die Löcher in seinem Overall gesteckt hatte. »Wie bei Sträflingen auf der Flucht.«

Sobald wir aber auch nur einen von ihnen erwischten, war der Rest ein Kinderspiel. Die Schadenersatzforderung konnte pauschal dem einzigen Geschnappten aufgebremmt werden – ein guter Grund, um die Mittäter zu verpfeifen.

Und es gab noch andere Mittel, die Wahrheit ans Licht zu holen.

Der Sommer war erheblich ruhiger gewesen als die Zeit von März bis Mai. Wir hatten schon geglaubt, die Bazillen hätten das Ende ihres natürlichen Zyklus erreicht. Bei einer Morgenbesprechung im August hatte Raittila sogar Torte spendiert und voll Eifer erklärt, früher oder später würden die Bazillen in eine andere Stadt ziehen oder Kinder kriegen und einen Baukredit aufnehmen, fortan die übrigen Schmierer hassen und sich ihrer Vergangenheit schämen. Sie würden bürgerlich werden. Oder eine lange Asienreise antreten und mit wirrem Kopf an den Stränden von Goa vor sich hin gammeln oder im Indischen Ozean von Quallen versengt werden. In anderen Städten seien ähnlich schwere Schmierepidemien auch von allein vergangen. Wir hatten uns die Erdbeertorte schmecken lassen und genickt, aber dann waren vor drei Wochen auf dem Ran-

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Jari Järvelä

Weiß für Wut

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 288 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-570-58552-8

carl's books

Erscheinungstermin: August 2016

Ein 19-jähriges Mädchen, das sich »Metro« nennt, ist leidenschaftliche Street-Art-Künstlerin. Zusammen mit ihrem Freund kundschaftet sie täglich ungewöhnliche Orte aus, um sich dort heimlich mit ihren gesprayten Kunstwerken zu verewigen. Als sie eines Nachts entdeckt werden, stirbt ihr Freund bei einer Auseinandersetzung mit dem Sicherheitsdienst. Metro kann fliehen. Ihre Trauer entlädt sich in einem wütenden Racheplan: Sie will dem Mann, der ihren Freund auf dem Gewissen hat, das Leben zur Hölle machen. Mit ihren ganz eigenen Mitteln ...

Ein hoch dramatischer Thriller mit einer ungewöhnlichen Serienheldin, die niemanden kalt lässt.

 [Der Titel im Katalog](#)